

ger zudem noch die Verpflichtung hatten, die Steckenwacht bei der nachmittäglichen Sonntagsandacht zu übernehmen.

Einst hatten die Kirchenwächter eine ähnlich wichtige Aufgabe wie der Nachtwächter auszuüben, berichtet Felix Seufert. Letzter Nachtwächter, der in Aub dieses Amt ausübte, war übrigens Johann Wasser. 1911 wurde dieses Amt abgeschafft, da nicht mehr zeitgemäß, berichtet Chronist Heinrich Fries. Fortgesetzt wurde aber die Kirchenwache.

Früher hatten die Kirchenwächter ihr besonderes Augenmerk vor allem auch dem Besuch des Gottesdienstes zuzuwenden. Sie hatten darauf zu achten, daß alle jene, denen dies möglich war, die Kirche besuchten. Von dieser Pflicht waren lediglich befreit Mütter von Kleinkindern, Kranke und Gebrechliche. Wer erwischt wurde, mußte früher eine ansehnliche Kirchenbuße entrichten.

Der Kirchenwächter hatte auch Feuerwache zu halten und vor allem Diebstähle zu verhindern. Häuser wurden nämlich in frühe-

ren Zeiten größtenteils nicht abgeschlossen, sondern nur notdürftig verriegelt. Wie es scheint, geht diese Sicherheitsmaßnahme auf Zeiten zurück, als marodierende Soldaten, Viehdiebe und allerlei zwielichtige Gesellen im nahezu geschlossenen Kirchgang der Dorfbewohner ihre Chance witterten. Die Auber erinnern sich, daß die Kirchenwächter einst auch die Aufgabe hatten, z. B. beim Kalben einer Kuh eines Ortsnachbarn, der sich gerade im Gottesdienst befand, zu helfen.

Freilich achten die Kirchenwächter heute nicht mehr darauf, wer dem Gottesdienst fernbleibt. Auch können die Häuser ausreichend verschlossen werden und die Feuergefahr ist gegenüber früheren Zeiten weitaus geringer geworden. Trotzdem wird die Steckenwacht auch weiterhin durchgeführt, um, wie es die Männer ausdrücken, ein Stück dörflicher Tradition zu wahren.

Reinhold Albert, Kreisheimatpfleger
Sternberg i. Gr., 97528 Sulzdorf

Walter Roßdeutscher

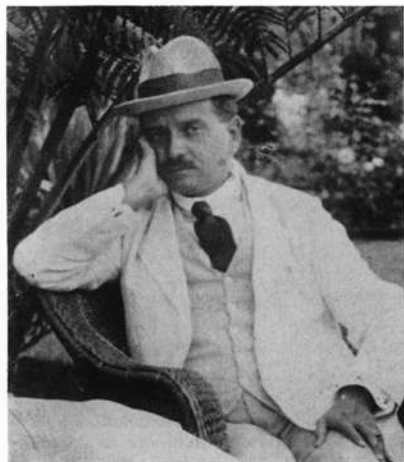
Novembergedanken zum 75. Todestag von Max Dauthendey

* Würzburg, 25. Juli 1867 † Malang (Java), 29. August 1918

Gedanken an den Tod waren Max Dauthendey nie fremd. Schon in frühester Jugend verliert er seine geliebte Mutter. Sie stirbt in Würzburg auf dem am Nikolausberg gelegenen Gutshof "Neue Welt", bleibt ihm aber in seinem Innersten stets nahe. Auch der Vater trauert zutiefst um die Frühverstorbene, die er in Erinnerung an glückliche Zeiten in St. Petersburg und später in Würzburg in anschaulicher Schilderung im Familienkreise oder auf Spaziergängen mit dem kleinen Max durch das sonntägliche Würzburg, mit jeweiligem Verweilen am Familiengrab, immer wieder in die Gegenwart holt. Max Dauthendey scheut auch als junger Erwachsener und später als gereifter Mann diesen Gang zum Friedhof nicht. In dem autobiographischen Werk "Der Geist meines Vaters" läßt er uns an seinen

Empfindungen bei solchen Grabbesuchen teilnehmen: "Meine Toten gehen mit mir hin zum Grabe und gehen mit mir vom Grabe fort. ... Die Toten sind auferstanden aus jedem Grab, sobald an dasselbe ein Trauernder ehrfurchtsvoll hintritt. ... Die kleinen eingezäunten Blumenäckerlein enthalten oft Königreiche und Weltteile voll lebender Erinnerungen." Und an anderer Stelle bekennt er offen:

"Die Blumen, die im Sommer hier auf dem Grabe stehen, haben mich mit ihrem Duft rund um die Erde verfolgt, und die Toten, die hier unter dem Efeu zur Erde werden, sind noch heute meine treuesten Begleiter, meine unterhaltendsten Erzähler in den wenig veränderten Straßen der alten fränkischen Stadt."



Max Dauthendey, Tosari, Java, März 1918
Foto: J. Schlotterbeck, Würzburg

Diese und zahlreiche vergleichbare Zitate aus seinem poetischen Werk lassen deutlich werden, daß der fränkische Dichter Jenseitsgedanken stets in sich trug:

Würzburg

*In der alten Stadt, wo ich geboren,
Flüstert Totes stets vor meinen Ohren.
Auf alten Wegen, bei jedem Schritt,
Da wandern auch alte Tote mit.
Sie wollen sich nicht zur Ruhe legen,
Sie müssen gemeinsam Gewesenes pflegen.
Und Altgesprochenes wiedersagend,
Und Abgetanes mit sich tragend,
So nahen sie tags aus wankenden Fernen
Und starren des Nachts mit in die Laternen.
Sie gehen im Winterschnee wie vor Jahren
Auf Weihnachtsstraßen in Heeren und Scharen.
Ich kann mich kaum aller Toten erwehren,
Der Toten, die sich da jährlich mehren.
Vom Leben und seinen Äpfeln, den roten,
Seh ich den Wurm nur, den Todesboten.*

*Doch ein Weg ist von Toten mir freigegeben.
Der ist dort, wo sich zwei Augen heben,
Zwei Lippen locken mich zu sich fort
Und der Liebsten wortloses Wort.*

(Max Dauthendey, aus: "Der weiße Schlaf")

In seltsamer Fügung wird Java zum Schicksalsland des um die Jahrhundertwende bekannten und damals schon weitgereisten Dichters Max Dauthendey.

Intuitiv, aber mit großer Sicherheit, erkannte Max schon während seiner Schulzeit, daß er nie und nimmer dazu bestimmt sein konnte, den Beruf eines Photographen zu erlernen und diesen nach dem Willen des Vaters im eigenen gutgehenden Geschäft in Würzburgs Kaiserstraße Nr. 9 zu praktizieren. Nachdenken über Gottes schöne Welt, sie bewußt mit allen ihren großen und kleinen Wundern sehen und mittels Farben und Worten in farbige und sprachliche Bilder kleiden, sie in tausend Liedern zu besingen und zu feiern, so oder so ähnlich dachte sich der jugendliche Dauthendey, ganz im Widerstreite zu den Vorstellungen seines strengen Vaters, seine berufliche Zukunft. Bei solch divergierender Vater-Sohn-Konstellation waren endgültiger Bruch und Trennung beider lange vorprogrammiert.

In seiner Phantasie zog es den kleinen Max schon immer in die Ferne, hinein und hinaus in die Weite der Welt, z. B. nach **Java**, das damals wohl noch sehr viel entfernter schien vom heimischen Würzburg als heute, wo Entfernungen mit der wachsenden Geschwindigkeit moderner Verkehrsmittel schrumpfen. Dem fernen Tropenlande schenkte der siebzehnjährige Max urplötzlich seine volle Aufmerksamkeit. Und zu Weihnachten dieses Jahres wünschte er sich nichts anderes, als ein Buch über **Java**. Nichts sonst! Der Vater konnte unschwer errahnen, aus welcher Ecke der Gefühlswelt seines Sohnes dieser schlichte aber vielsagende Wunsch rühren mochte, kam jedoch nicht umhin, ihm diesen Wunsch zu erfüllen, da es doch, wider alle Gewohnheit, in diesem Jahr der einzige war. Wie insgeheim befürchtet, eröffnete ihm sein Sohn, der sich nach der Lektüre des Buches inzwischen in der Hauptstadt Batavia so gut auskannte wie in Würzburg, am Heiligen Dreikönigstag seinen Java-Plan: Kolonialsoldat oder Verwalter einer holländischen Farm, vielleicht auch umherziehender Händler wollte er dort werden. Und er begründete seinen Entschluß mit vielen Unzulänglichkeiten der Schule, die er nicht länger über sich erge-

hen lassen wollte. Eine heftige Gemütsaufwallung seines Vaters und dessen Ausruf: "Hältst du so dein Versprechen, das du mir neulich gegeben hast? Nun geh, wohin du willst!" beendete die erfolglos verlaufene "Aussprache". Den Plan mit **Java** hielt Max noch lange Zeit aufrecht. An ihn klammerte er sich, wenn ihm der Geist seines Vaters und der Drill der Schule zu streng erschienen.

Doch alle Qualen des gegenseitigen Bemühens, es weiterhin miteinander zu versuchen und aus dem "Träumer" Max einen tüchtigen Photographen und Kaufmann zu machen, waren umsonst. **Max wollte ein Dichter werden!** Erste Schreibversuche ließen hoffen. So sein Erstlingswerk, ein Roman mit dem Titel "Josa Gerth", geschrieben in langen Nächten bei Kerzenschein und verhangenen Türritzen, um zu verhindern, daß auch nur ein schwacher verräterischer Lichtschein nach außen dringe.

Java, die Insel seiner Träume, rückte zwangsläufig näher. Der erste Schritt, er war der schwerste, aber er mußte getan werden. Doch lassen wir den Dichter an dieser Stelle selbst wieder zu Wort kommen: "Es war zwei Tage vor Weihnachten [1891]. Die Weihnachtsarbeit im Atelier war zum größten Teil erledigt. Da trat ich vor meinen Vater hin und sagte ihm, daß ich jetzt das Haus verlassen würde. Ich fühle, daß mich innerste Notwendigkeit zum Schreiben und nur zum Schreiben hintreibe. Daß ich die Welt sehen müsse, mit freien Augen, mit zwecklosen und nicht mit geschäftlichen Blicken. Um wahre Bilder des Weltbildes und künstlerische in mir zu erhalten, müsse ich den Geschäftssinn beiseite lassen und Augen und Ohren und Herz nur für die Gefühlswelt offen haben." Diesmal hatte der Vater nicht mehr die Kraft, sich dem Auf- und Ausbruchswillen des Sohnes zu widersetzen. Mit Reisendecke und Rasiermesser als Abschiedsgeschenke und schweren Herzens überließ er ihn seinem Schicksal. Der erste Schritt zur Selbstverwirklichung war getan. Er führte aus Würzburgs geistiger, kultureller, künstlerischer Enge hinaus in scheinbar unbegrenzte aber auch ebenso ungeschützte Gefilde, wengleich nicht sofort nach Java, so doch nach Berlin, München, Paris, nach Mexiko, Griechenland, Italien und schließ-

lich, es war im Jahre 1906, über Ägypten, Indien, China, Japan und Amerika um die ganze Welt. Reiche dichterische Ernte konnte der Lyriker aus Leidenschaft im Anschluß an diese Weltreise erfahren: Novellen, Bühnenstücke, lyrische und autobiographische Dichtwerke machten ihn zu einem der beliebtesten Schriftsteller im deutschen Sprachraum. Er verheiratete sich 1896 mit Annie Johanson, einer schwedischen Kaufmannstochter, machte bereichernde Bekanntschaften von zahlreichen Schriftstellerkollegen und Künstlern jener Zeit, wie Richard Dehmel, Hugo von Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke und Alfred Kubin. Die Verleger seiner Werke waren ihm wohlgesonnen, ja sogar, wie Korfiz Holm, freundschaftlich zugetan. Max Dauthendey liebte seine Frau, aber auch – und das nicht nur freundschaftlich, wie es scheint – Gertraud Rostosky, eine junge Malerin, wohnend auf dem Gut "Zur Neuen Welt" am Nikolausberg in Würzburg. Sie kannte er schon aus seiner Knabenzeit, in der er an Vaters Seite diesen Ort der Stille, der Erholung, aber auch der liebevollen Erinnerungen an seine dort im Jahre 1873 verstorbene Mutter oft besuchte. Heimatliche Zufluchtsstätte und verständnisvolle, verlässliche Freunde blieben Max Dauthendey dieser Gutshof und seine Bewohner ein Leben lang. Und der Vater? Nachdem er einige Besprechungen über die ersten Schriftstellerarbeiten des Sohnes gelesen hatte, empfing er ihn eines Tages bei einem Besuch zuhause wie einen Helden, feierlich und versöhnlich: "Mein Junge, ich habe dich um Verzeihung zu bitten. ... Das Träumen, das ich aus dir austreiben wollte, ist deiner Dichternatur so notwendig wie dem Fisch das Wasser, dem Menschen die Luft und dem Feuer der Sauerstoff. ... Trage es deinem alten Vater nicht nach, daß er sich irrte." Durch dieses reuevolle Eingeständnis waren freilich nicht alle tiefwurzelnden Gegensätze zwischen Vater und Sohn auf Dauer ausgeräumt. Aber, als der Vater 1896, zwei Jahre nach diesem Versöhnungstreffen, starb, war doch dem Abschied-für-immer die schlimmste Bitternis genommen.

Wer diese Zeilen bis hierher aufmerksam gelesen hat, könnte schlußfolgern, daß es der junge Poet nicht nur zu Ansehen, sondern



Max Dauthendey auf dem javanischen Vulkan Papadejan 1914

Foto: J. Schlotterbeck, Würzburg

auch zu Wohlstand brachte. Das Gegenteil war der Fall: Geldmangel und Hunger waren seine ständigen Begleiter. Niemals in seinem Leben war Max Dauthendey ohne Geldsorgen. Zum einen hat er wohl nie genug verdient und zum anderen konnte er mit Geld überhaupt nicht umgehen. Materielle Güter bedeuteten ihm nichts, aber ein sorgenfreies Dasein, ein wohliges Zuhause erstrebte er sein Leben lang. Niemand kann fühlen wie er fühlte, deshalb wäre es anmaßend, dem Liebesdichter, dem Verherrlicher der Welt und ihrer tausendfältigen Erscheinungsformen diese menschliche Schwäche nicht zu verzeihen. Der Liebhaber seiner Literatur wird die eine empfindsame Dichterseele schwer belastende Lebensart kopfschüttelnd und bedauernd zur Kenntnis nehmen, den Dichter und sein Werk aber bewundern.

Die poetisch fruchtbarsten Jahre des Dichters waren die Jahre 1907-1913. Das Ergebnis eines großen Arbeitseifers bestand in zwanzig veröffentlichten Büchern. Sie steigerten zwar seinen Bekanntheitsgrad und sein Ansehen bis China und Japan, füllten leider aber nicht auch sein Bankkonto. Es war der absolute Ausnahmefall, wenn er einmal ein paar Hunderter für kurze Zeit in seiner Tasche verwahren konnte. Eines schönen Frühlingstages des Jahres 1912 war dies der Fall.

Von den mit großem Besitzerstolz bei einem Spaziergang mitgeführten 900 Mark – sein Verlag hatte sie ihm auf sein Drängen kurz vorher ausgezahlt – brachte er an diesem Tag nur noch einen Rest mit nach Hause. Für 600 Mark war er überraschend schnell Besitzer eines Grundstücks geworden. Und das kam so: An Annie gewandt, äußerte Max spontan und laut den Wunsch nach einem eigenen Häuschen auf schönem Grund. Ein Höchberger Bauer, der gerade auf seinem idyllisch am Rande des Guttenberger Waldes gelegenen Flurstück einer nützlichen Arbeit nachging, hörte mit. Sofort bot er sein Grundstück feil, und schon nach kurzem Verhandeln wechselte es seinen Besitzer. Aus dieser Wunscherfüllung auf Anhieb erwuchs dem Ehepaar Dauthendey gleichzeitig mit der Vollendung des "Guggelesgraben-Häuschens" ein nicht unbeträchtlicher Schuldenberg. Wie anders konnte er abgetragen werden als durch Honorare für neue Werke? Weil aber Max Dauthendey sich hierfür neue Eindrücke verschaffen mußte und außerdem sein angeborener Drang in die Ferne ihn wieder einmal ungestet werden ließ – abgesehen davon, daß es vielen eindringlich mahnenden Gläubigern zu entfliehen galt – war der Wunsch nach einer weiteren großen Reise nur natürlich. Die allerletzte sollte es sein, und sie wurde es

auch, wenngleich im nicht beabsichtigten Sinn! Schon beim Abschied in Berlin beschlich Annie heimlich die Gewißheit, daß sie ihren Dichtergatten Max nie mehr in diesem Leben sehen würde. – Und das Reiseziel? Diesmal war es **Java!** Über einen Aufenthalt in Neuguinea sollte erst unterwegs entschieden werden. In die Reisekosten teilten sich der Norddeutsche Lloyd in Bremen und der Münchener Verlag Albert Langen. Dem in Altona ansässigen Jugendfreund Arnold Villinger schrieb er: "Ich bin sehr für diese asiatische Sommerfahrt. ... Ich kann die Abreise kaum erwarten." Und seiner schwedischen Schwiegermutter hat er versichert: "Ich muß nach den langen Jahren des Zuhauseusitzens etwas reisen, um dann neue Bücher über das Reisen zu schreiben." Scherzhaft-ironisch, vielleicht auch, um eine wegen seines abenteuerlichen Vorhabens verspürte innere Unsicherheit zu verbergen, öffnet er sich kurz vor Antritt der Reise seiner vertrauten Freundin Gertraud Rostosky: "Wenn es mir aber ganz besonders gut unter den Kokosnüssen in Neu-Guinea gefällt, bleibe ich dann als 'verschollen' auf der schönsten Insel sitzen. Und Ihr müßt meine Totenfeier mit Lampons und Randersackerer recht gemüthlich begehen." (6. April 1914). Und: "Wie male rischer man dort in allen Regenbogenfarben sterben kann." (8. April 1914).

Max Dauthendey's Schicksalsreise beginnt am 15. April 1914 in Bremen. Der Reiseweg führt über Antwerpen, Algier, Genua, Neapel, Messina, Port Said, Aden, Singapur nach Batavia und von dort bis zum 24. Juni nach Weltevreden (Java). Nach langem Zögern faßt Max Dauthendey den unglückseligen Entschluß, sich das "Menschenfresserland" Neuguinea nicht entgehen zu lassen: "Ich will auch das noch sehen, um ganz reisevoll heimzukommen." Das letzte Kapitel im Leben des Dichters war aufgeschlagen. Es begann mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs Anfang August 1914. Dieses Ereignis überraschte ihn auf der Rückfahrt von Neuguinea nach Java und hatte zur Folge, daß Max Dauthendey weder seine geliebte Annie noch sein Guggelgrabenhäus jemals wiedersah. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er als Gefangener im Tropenparadies Java. Verlassen und heim-

wehmüde überwältigten ihn Krankheit und Sehnsucht. Nur wenige Wochen vor dem Ende des großen Krieges stirbt er am 29. August 1918 in Malang (Java) an Malaria und gebrochenem Herzen.

Max Dauthendey hat sein Vorhaben, Bücher über seine zweite große Reise zu schreiben, wahr machen können. Indirekt zwar, aber doch! Er war ein sehr fleißiger Tagebuch- und Briefeschreiber und Verfasser zahlreicher Aufzeichnungen. Sie sind erhalten geblieben, und aus der Fülle dieser stilistisch brillant verfaßten Schriften wurden schöne und auch heute noch lesenswerte Bücher zusammengestellt und herausgegeben. Zu den bekanntesten zählen die Titel "Erlebnisse auf Java", "Letzte Reise", "Ein Herz im Lärm der Welt" und "Mich ruft dein Bild". Unter diesem der Nachwelt überkommenen poetischen Vermächtnis befindet sich auch ein Band für Leser aller Altersstufen, eine literarische Köstlichkeit: "Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerland". Es vermag heute noch junge wie ältere Leser zu begeistern. Die Verlagsbeschreibung aus dem Jahre 1921 bestätigt diese subjektive Aussage und dokumentiert gleichzeitig, daß Max Dauthendey wirklich in ein Land voller Rätsel und Geheimnisse gereist und daß es ihm gelungen war, diese dem heimatlichen Leser bilderreich vor Augen zu führen: "Der reizende 'Brief an die kleine Lore in Altona', der dem Buche als Einleitung vorangestellt ist, und aus dem die heiße Sehnsucht und die rührende Heimatliebe des Dichters wehmüt- und humorverklärt herausklingen, berichtet über seine merkwürdigen Erlebnisse im Menschenfresserland Neu-Guinea, wohin er sich begab, um für die kleine Lore Märchen zu suchen. Die Märchen selbst spielen auf Java, und Max Dauthendey läßt uns in diesem Wunderland ebenso heimisch werden wie die Brüder Grimm uns im deutschen Märchenwald. Dies sind fürwahr nicht ausgedachte, sondern 'erlebte' Märchen; schlicht, volkstümlich, innig, köstlich naiv und voll eines reinen und tiefen Sinnes."

Mit diesen und weiteren Nachlaßwerken hat sich Max Dauthendey gleichsam selbst überlebt. Wie aus seinen früheren Büchern spricht auch aus ihnen sein Geist der Heimat-



Max Dauthendey, auf Java, mit Diener und Beo-Vogel

Foto: C. Wegner, Höchberg

treue, der Liebe, der Harmonie, der festlichen Weltbetrachtung, der Sehnsucht nach Geborgenheit bei einem göttlichen Wesen und der tröstlichen Überzeugung von der ewigen Verbundenheit mit unseren Toten, zu denen er nun selbst seit 75 Erdenjahren zählt. – Nach langen Jahren der Ruhe in der Fremde durfte der Heimattreue endgültig heimkehren in das Stückchen Erde, von dem er einstmal schrieb: "Das einzige Gut, das einzige Stückchen Erde, das ich mein nannte, ... war das kleine Viereck Erde des Familiengrabes da draußen im Friedhofgrund,"

Zweimal mußte seine Todesruhe bis dahin gestört werden: 1930, bei der Überführung von Malang in das heimatliche Würzburg, wo er im Lusamgärtchen, einem romanischen Kreuzgang (im Garten des fränkischen Luitpoldmuseums, Maxstraße), erneut beigesetzt wurde und schließlich nach der Zerstörung Würzburgs (gegen Ende des Zweiten Weltkrieges), als 1951 durch den Wiederaufbau der Frankenmetropole eine letzte Umbettung der Gebeine, diesmal in das Elterngrab im Hauptfriedhof, geboten war. –

ICH SEHNE MICH NACH TIEFER RUH

*Ich sehne mich nach tiefer Ruh',
Kein Frieden mehr im Atem ist,
Deckt mich mit stiller Erde zu!
Damit mein Heimweh mich vergißt!*

*Deckt mich mit stiller Erde zu,
Die wilde Leere stößt mich fort.
Ich sehne mich nach tiefer Ruh'
Und nach dem neuen Heimatort.*

(Max Dauthendey)

Literatur:

Max Dauthendey: Der Geist meines Vaters. Albert Langen, München, 1912
Gesammelte Werke in sechs Bänden. Band IV. A. Langen Verlag, München 1925

Max Dauthendey: Ich habe dir so viel zu sagen. Hg. H. Gerstner, Hohenloher Druck- und Verlagshaus, 1992

Gabriele Geibig: Der Würzburger Dichter Max Dauthendey (1867-1918). Sein Nachlaß als Spiegel von Leben und Werk. Würzburg: Ferdinand Schöningh 1992

Daniel Osthoff: Max Dauthendey. Katalog 15. Würzburg, 1992

Walter Roßdeutscher
Otto-Hahn-Straße 136
97218 Gerbrunn

Die vergessenen jüdischen Toten von Weißenburg/Mittelfranken?



WEISSENBURG in Bayern hat eigentlich über 400 Jahre lang mit Zeugnissen jüdischer Geschichte kaum etwas zu tun gehabt. Bis 1518 allerdings existierte hier eine jüdische Gemeinde mit Synagoge und Mikwe, deren Standort in der heutigen "Schranne" vermutet wird. Das Schicksal beider Kultbauten ist jedoch völlig unbekannt. An die Existenz von Juden in der Stadt erinnert ferner das Vorhandensein der "JUDENGASSE", wahrscheinlich ein Getto des mittelalterlichen WEISSENBURG. Daneben kann man im städtischen Museum noch einen Grabstein mit hebräischer Inschrift betrachten, dessen Ursprung bis heute völlig ungeklärt und rätselhaft ist.

Eigentlich wären die aufgeführten Beispiele die einzigen Zeugnisse jüdischen Lebens und Sterbens in WEISSENBURG – gäbe es da nicht den "FALLGARTEN", eine Begräbnisstätte, auf die mich vor einiger Zeit *Karl W. Schubsky* aufmerksam machte. Die-

ser "FALLGARTEN" scheint weitgehend unbekannt zu sein. Und doch ist er eng mit der Geschichte WEISSENBURGs verknüpft. Denn nordöstlich der Stadt befindet sich auf einer Bergkuppe die WÜLZBURG – eine 1588 von den Markgrafen von Ansbach erbaute Festungsanlage. Die trutzige WÜLZBURG hatte seit ihrer Fertigstellung eine geschichtsträchtige Vergangenheit; zweimal war sie in unserem Jahrhundert als Lager tätig: während des Ersten Weltkrieges als Kriegsgefangenenlager (hier war im Jahre 1918 der damalige Capitaine Charles de Gaulle, der spätere Staatspräsident Frankreichs, untergebracht) und während des Zweiten Weltkrieges, von 1. 9. 1939 bis zum Kriegsende 1945, als Internierungslager, eingerichtet durch die Heeresstandortverwaltung SCHWABACH. Zunächst waren hier in Deutschland lebende ausländische Staatsangehörige (v. a. Engländer, Holländer, Belgier und Franzosen) untergebracht. Im Juli 1941 wurde das Lager dann, so berichtet Stadtarchivar *Reiner Kammerl*, geräumt und mit sowjetischen Internierten – in Deutschland und Polen lebende Zivilisten sowie Angehörigen der sowjetischen Handelsflotte – belegt. Die 38 Internierten, die in der WÜLZBURG starben, wurden nicht auf dem örtlichen Friedhof bestattet, sondern auf einem eigenen Terrain – einer abgesonderten Begräbnisstätte, dem "FALLGARTEN" – unweit der Festung.

Heute liegt die Begräbnisstätte des ehemaligen Internierungslagers WÜLZBURG an einem Hang inmitten von Gärten. Der Friedhof, der nicht leicht zu finden ist, macht einen gepflegten Eindruck: In drei Reihen sind die Gräber hügelartig angeordnet. Eine Steinbank davor lädt zum Ausruhen und Verweilen ein.

Auf der linken Seite der Gräberreihen wurde 1989 von einer Gruppe ehemaliger Internierter aus der damaligen Sowjetunion, die die